

„Schwierige Interdisziplinarität“ von Pierre Bourdieu – oder von der Arroganz der Soziologen

Rezension zu:

Pierre Bourdieu: Schwierige Interdisziplinarität. Zum Verhältnis von Soziologie und Geschichtswissenschaft, hrg. v. Elke Ohnacker u. Franz Schultheis, Verlag Westfälisches Dampfboot, Münster 2004, 199 Seiten.

von Christian Oswald

Unter dem Titel „Schwierige Interdisziplinarität. Zum Verhältnis von Soziologie und Geschichtswissenschaft“ präsentieren Elke Ohnacker und Franz Schultheis erstmals „systematisch geordnet“ Texte von Pierre Bourdieu der Öffentlichkeit, in denen der große Soziologe explizit zur genannten Thematik Stellung genommen haben soll. Etwa ab Mitte der 90er Jahre habe er im Zusammenhang der Debatten um das „Elend der Welt“ wachsendes Interesse an der Genese des modernen Staates gezeigt und aus diesem Grund die Kooperation mit Historikern gesucht. Dementsprechend bilden Transkriptionen von Interviews und Diskussionen sowie Zusammenfassungen von Seminaren, die diese Zusammenarbeit thematisieren und von denen einige eigens für diese Publikation ins Deutsche übertragen wurden, den Kern des Bändchens. Eingeraht werden sie von einer Art Bericht einer Vorlesung zur Logik des Übergangs vom dynastischen zum bürokratischen Staat und einer Rede Bourdieus anlässlich der Verleihung der Huxley Memorial Medal durch das Royal Anthropological Institute im Jahre 2000 in London. Eingestimmt wird der Leser auf das, was ihn erwartet, mit einigen Bemerkungen Bourdieus zum Werk Max Webers, zum Mangel an Übersetzungen, zu den Missverständnissen, die auf die politischen Abhängigkeiten des akademischen Feldes in Frankreich zurückgehen, und zu der Ignoranz, die Webers Schriften von Seiten der Vertreter anderer Fächer erfahren haben. Die doppelte Problematik einander überschneidender nationaler und disziplinärer Beschränkungen der wissenschaftlichen Tätigkeit und ihrer epistemologischen und fachlichen Folgen bilden den Ausgangspunkt und das Thema der nachfolgenden Diskussionen.

Interdisziplinarität und Internationalität sind für Bourdieu jedoch nicht nur wie für die meisten Liebhaber dieser Schlagwörter der Balsam auf die Wunden, die die Organisation des Wissenschaftsbetriebes der wissenschaftlichen Erkenntnis schlägt. Die Zusammenarbeit von Forschern aus verschiedenen Fächern und Ländern hinsichtlich eines gemeinsamen Themas stellt für ihn ein organisatorisches Mittel dar, das der Entfremdung von den je eigenen disziplinären und nationalen Traditionen, von den unbewussten kognitiven Strukturen dienlich sein kann. Die Fragen des Historikers an den Soziologen, sein Unverständnis demgegenüber, was der Soziologe für selbstverständlich hält, kann bei letzterem eine Selbstreflexion in Gang setzen. Die Konfrontation mit einer anderen Disziplin führt zu einer Irritation hinsichtlich der eigenen Voraussetzungen und diese Irritation will Bourdieu mittels eines Verfahrens, das er „teilnehmende Objektivierung“ nennt, für die Forschung nutzbar machen. „Unter teilnehmender Objektivierung verstehe ich die Objektivierung des Subjekts der Objektivierung, das heißt des analysierenden Subjekts – kurz, des Forschers selbst (ebd. 172).“ Der Wissenschaftler kann sich, d.h. seine Beziehung zu seinem Gegenstand, objektivieren, indem er die sozialen Bedingungen seiner Tätigkeit bestimmt. In der Terminologie Bourdieus würde man es so ausdrücken müssen: Teilnehmende Objektivierung besteht in der soziologisch empirischen, weitestgehend statistischen Vermessung des je eigenen disziplinären Feldes. Gegenstand und Form nach ist die „teilnehmende Objektivierung“ eine Sache der Soziologie. Als Wissenssoziologie übernimmt sie die allgemeine Aufgabe, die früher die philosophische Erkenntnistheorie erfüllte. Gerade in den Gesprächen, die in dem Band dokumentiert sind, wird deutlich, welche herausragende Bedeutung Bourdieu den zwei umfangreichen empirischen Studien zumaß, in denen er die höheren Bildungs- und Forschungsinstitutionen und deren Beziehungen untersuchte. Mit der Darstellung der sozialen

Funktionsweise der „grand ecoles“, die gerade erst unter dem Titel „Der Staatsadel“ in deutscher Übersetzung erschienen ist, und der Vermessung des akademischen Feldes insgesamt, der Charakterisierung des „Homo academicus“, glaubte Bourdieu eine soziologische Kritik der wissenschaftlichen Vernunft vorgelegt zu haben, die der Nachfolge der Kritik der reinen Vernunft würdig sei.

Bourdieu's Versuch der Interdisziplinarität einen epistemologischen Inhalt zu geben, würde jedoch, konsequent durchgeführt, die Hegemonie der Soziologie begründen. Philippe Minard, einer der Gesprächspartner aus der Historikerzunft, spürt dies deutlich heraus. An Bourdieu gewandt, meint er: „Das Problem ist aber, daß der Soziologe immer die versteckten Gründe kennt, warum seine Gesprächspartner das sagen, was sie sagen, ohne zu wissen, warum sie es sagen. Das widerstrebt mir, weil es dem Soziologen eine externe und ständig überlegene Stellung in der Diskussion verleiht, wodurch letztere negativ beeinträchtigt wird.“ (ebd. 143) Schlichter und prägnanter hätte man kaum den Charakter all jener Diskussionen und Gespräche, deren Transkriptionen in dem Band veröffentlicht sind, ausdrücken können. Allerdings macht es gerade diese externe, herausgehobene Position der Soziologie unmöglich, die Stelle der früheren philosophischen Erkenntnistheorie tatsächlich einzunehmen. Denn einer empirisch soziologischen Untersuchung des disziplinären Feldes der Geschichtswissenschaft würde genau der Charakter der Selbstreflexion mangeln, der konstitutiv ist für die verlangte Entfremdung vom disziplinären Unbewussten. Die Soziologie muß also den Traum von der „Leitwissenschaft“, den schon ihr Gründungsvater Comte träumte, aufgeben und Bourdieu distanziert sich pflichtschuldigst von solchen Ambitionen. Was zu Kants Zeiten, als in der philosophischen Fakultät noch alle Wissenschaften versammelt waren, als allgemeine, von der Erkenntnistheorie zu lösende Aufgabe begriffen werden konnte, muß unter der Bedingung disziplinärer Aufspaltung jede Wissenschaft für sich erledigen. Dazu stehen jedoch jeder einzelnen Disziplin auch nur ihre eigenen Mittel zur Verfügung. Es erscheint darum folgerichtig, wenn Bourdieu, der von sich behauptet eine Soziologie der Soziologie vorgelegt zu haben, in den Gesprächen und Diskussionen mit Historikern, die den Hauptteil der Textsammlung bilden, immer wieder die Historisierung der Geschichtswissenschaft fordert. Sehr weit reichen solche Analogien aber nicht. Schon bei der Forderung nach einer Anthropologie der Anthropologie oder einer Pädagogik der Pädagogik würde die Problematik von Bourdieu's Interdisziplinaritätskonzept offenbar: Da die teilnehmende Objektivierung die Erfassung des disziplinären Feldes als eines sozialen Bereiches verlangt, kann sie auch nur dem Soziologen gelingen, aber als disziplinäre Selbstreflexion muß sie auch der Historiker durchführen können.

Daß die Forderung nach der Historisierung der Geschichtswissenschaft verglichen mit den angeführten Absurditäten so plausibel wirkt, liegt an dem besonderen Verhältnis der beiden Wissenschaften zueinander. Bourdieu stellt es allerdings auf den Kopf, weil er nicht zuletzt der *political correctness* zuliebe, dort die Möglichkeit einer Analogie vortäuscht, wo sie nicht gegeben ist. Ein analoges Verfahren in beiden Wissenschaften hätte ein symmetrisches Verhältnis zwischen ihnen zur Voraussetzung – Bedingung auch der Interdisziplinarität. Der Sache nach ist es aber asymmetrisch. Wie Etienne Anheim während des Seminars, das unter dem Titel „Die Historiker und Soziologie“ zusammengefasst wurde, ausführt, ist „der Forschungsgegenstand des Historikers die Veränderung der Gesellschaft in der Zeit (ebd. 149)“. Ist dies zutreffend, dann ist die Geschichte gar keine eigenständige Disziplin, denn den Begriff der Gesellschaft, deren Veränderung sie studieren will, gibt ihr die Soziologie vor. Andererseits ist dieser Gegenstand wesentlich und zuinnerst historischer Natur. Die geschichtliche Betrachtungsweise verdankt sich nicht einer der Sache äußerlichen Perspektive, sondern die Veränderung in der Zeit ist eine dem Gegenstand inhärente Bestimmung, so daß die Soziologie ohne Geschichte gar nicht ihren Gegenstand adäquat zu erkennen vermag. Wenn aber die Geschichte, die Begriffe ihres Gegenstandes der Soziologie entlehnen muß, ist nicht von ihr die Historisierung des Subjekts, seiner Begriffe und Klassifikationsschemata zu fordern, sondern von der Soziologie. Man staunt nicht schlecht ob der Dreistigkeit mit der ein Soziologe, der bezüglich des Gebietszuwachses des dynastischen Staates

durch Heirat von ursprünglicher Akkumulation von Kapital spricht oder angesichts der Formung einer Elite durch moderne Bildungssysteme in einem nicht nur polemischen Sinn von der Produktion eines Staatsadels, sich erlaubt, die eigenen begrifflichen Schwächen auf die Historiker zu projizieren.

Bourdieu's beherrschende Haltung, die er in den Gesprächen den Historikern gegenüber einnimmt, ist nur sichtbarer Ausdruck des Versuchs im Namen der Interdisziplinarität die Soziologie zum unerreichbaren Vorbild aller Sozialwissenschaften zu erheben. So scheint niemand so weit von der Freiheit entfernt, die Bourdieu zufolge die Erkenntnis der Determinismen des akademischen Feldes eröffnet, wie derjenige, dem das unzweifelhafte Verdienst zukommt, diesen Gegenstand der Forschung aufgeschlossen zu haben.

Zum Schluß seien noch einige Bemerkungen zur Arbeit der Herausgeber und der Autorschaft der Texte gestattet. In seinen Nachbemerkungen erklärt Franz Schultheis, daß nicht die Herausgeber die Beiträge aus dem Nachlaß herausgesucht und posthum publiziert haben, sondern Bourdieu selbst noch zu Lebzeiten die Texte seinem früheren Mitarbeiter mit der Bitte zugesandt habe, sie für seine deutschen Leser zu einem Bändchen zusammenzustellen. Ganz gleich, ob es sich um französische, deutsche oder anderswoher kommende Leser handelt: Nicht jedes Wort, das von den erlauchten Lippen eines Professors fällt – und sei er noch so berühmt – ist wert, unmittelbar, so wie es gesprochen wurde, sofort publiziert zu werden! Verschriftlichen ist nur in einem ganz und gar technischen Sinne gleichbedeutend mit Transkribieren. Man wird die Beiträge zu diesem Band vielleicht nicht einmal im strengen Sinne Texte nennen können, denn von einem Gewebe ist wenig erkennbar und von Komposition oder Gedankenführung kann keine Rede sein. Tatsächlich hat sich Bourdieu mit der Aufforderung zur Veröffentlichung genau an der Praxis beteiligt, die er ständig beklagt: der Durchdringung der Wissenschaft durch den Journalismus. Interview, Diskussion, Bericht, Zusammenstellung von zitatreifen Sätzen sind allesamt journalistische Formen, die wissenschaftlicher Objektivität und Disziplin – denn auch diese durchaus produktive Bedeutung hat das Wort - unangemessen sind.

Elke Ohnacker versucht darüber in ihrem Vorwort mittels der euphemistischen Formulierung hinwegzutäuschen, daß die Transkriptionen als Textgattung „den unschätzbaren Vorteil“ hätten, „Wissenschaft im Entstehen (ebd. 8)“ zu zeigen. Die „Umwege und Irrtümer“, die so sichtbar würden und die normalerweise in Publikationen nicht mehr vorkämen, sind aber nicht wahrnehmbar, weil die Zusammenhänge, die Wege, auf denen man Umwege macht, nicht erkennbar sind. Da sie weder aus den Texten noch aus ihrer Anordnung oder Abfolge ersichtlich werden, wäre es die Aufgabe der Herausgeber gewesen, sie zu dokumentieren. Genau daran fehlt es. Der Anmerkungsapparat ist, wohlwollend formuliert, dürftig ausgefallen.

Aber selbst wenn in den Transkriptionen von Diskussionen, Interviews, Seminaren und Vorlesungen „Wissenschaft im Entstehen“ gezeigt wird, dann stellt sich doch die Frage, mit welchem Recht diese Texte unter dem Namen nur eines der Beteiligten veröffentlicht werden.